

Erfahrungsbericht aus dem Alyn Hospital, Jerusalem

Emily R., 2020/21

Mitte November 2020 war es soweit, mein Freiwilligendienst im **Alyn Hospital** hatte nun endlich begonnen. Das Krankenhaus liegt am Mount Herzl in Kiryat Hayovel, einem Stadtteil im Südwesten Jerusalems. Es ist Israels einzige Kinder- und Jugendrehabilitationseinrichtung und basiert auf Spenden. Alyn behandelt Kinder mit einem breiten Spektrum angeborener und erworbener Erkrankungen. Ich selbst arbeitete auf der Station „Shachar“, dem Rehabilitations-erziehungsmedizinischen Tageszentrum. Ich habe immer Sonntag bis Donnerstag von 7.30-14.30 Uhr gearbeitet.

Am ersten Tag habe ich eine allgemeine **Führung** von unserer Sozialarbeiterin Sharon durch das Krankenhaus bekommen. Mein erster Eindruck war: „groß, wie soll ich mich hier zurechtfinden“ und „wow, die haben eine Menge fortschrittlicher Dinge, die ich zuvor so noch nie gesehen habe“. Ich war überwältigt von all den neuen Eindrücken und habe mich gefreut am nächsten Tag meine Klasse kennenzulernen. Bevor ich nun endlich meine Klasse zu Gesicht bekommen hatte, wurde mir ziemlich zügig und etwas unübersichtlich die gesamte Station „Shachar“ gezeigt. Ich durfte jeweils für einen kurzen Moment in jede Klasse lugen und meine Fragen, die ich bis dato hatte oder auch nicht hatte, loswerden. Mir wurde gleich am ersten Tag deutlich gemacht, dass es keinen Unterschied zwischen uns Volontären und den Mitarbeitern, d.h. den Krankenschwestern, Physiotherapeuten und Social Workern,...gibt. Ich wurde also gleich am zweiten Tag, nach meiner kurzen **Einführung**, in meine Klasse gesetzt und sollte alle Aufgaben übernehmen, die alle anderen auch betätigten. Im ersten Moment war ich etwas überfordert und ich wusste nicht so recht, was ich tun sollte. In meiner Klasse waren acht Kinder im Alter von 6 Monaten bis 3 Jahren mit verschiedensten Einschränkungen, ob „Frühchen“, Behinderung durch einen Unfall oder aber auch angeborene Fehlfunktionen, alles war dabei. Überwiegend wurden sie über eine Magensonde ernährt. Drei sind komplett an Schläuchen angeschlossen, können also auch nicht alleine Atmen. Da ich die ersten zwei Wochen weder die Behinderungen noch die Hintergründe der Kinder wusste, war ich zu Beginn ziemlich vorsichtig und zurückhaltend. Von Tag zu Tag wurde es für mich aber einfacher. Ich hatte gerade in der ersten Woche kleine Meetings, die mir halfen, mich in meiner Klasse besser zurechtzufinden: Ob mit einem Physiotherapeuten, der mir ziemlich genau erklärt hat, wie ich die Kinder zu heben habe und wie ich meinen Körper dabei schütze, mit einer Krankenschwester, die mich über die Hintergründe der Kinder aufgeklärt hat oder aber auch Meetings, die nichts mit meiner Klasse zutun hatten, mir aber trotzdem halfen, vor allem meine Mitarbeiter in der Klasse besser zu verstehen. Diese Treffen leitete Sharon, die nebenbei gesagt eine wirklich tolle und vertrauensvolle Ansprechpartnerin war. Egal welches Problem oder welche Frage, sie hatte für uns immer ein offenes Ohr. Vor allem, wenn es um unsere Arbeit ging, setzte sie sich für uns ein und versuchte unsere Wünsche und Fragen schnellstmöglich zu beantworten. Mit ihr hatten wir jeden Mittwoch ein Meeting. Wir redeten über Israelis und deren Kultur, tauschten uns über die jüdischen Feste aus oder schauten auch einfach mal einen Film gemeinsam an. Mit ihr unternahmen wir außerdem zwei tolle Ausflüge, die uns beide Male näher zusammengebracht haben.

Unser 7-wöchiger Hebräischsprachkurs wurde zur Hälfte vom Krankenhaus finanziert. In den wenigen Wochen hatte man ziemlich viele Basics drauf, die einem vor allem im Arbeitsalltag ungemein halfen. Nun ja, all meine Unsicherheiten und Sorgen, die mich bezüglich der Arbeit beschäftigten sind in kürzester Zeit verflogen und auch mit den Mitarbeitern, mit denen es anfänglich auch nicht ganz einfach war, was überwiegend an der fehlenden Verständigung lag, verstand ich mich nach ein paar Tagen so unfassbar gut, dass sie sogar an meiner Tür klingelten und mir tütenweise Essen vorbei brachten, wenn es mir mal nicht gut ging oder mir wurden mitten zwischen Windeln wechseln und Essen reichen Piercings gestochen. Wir hatten unglaublich gute und intensive Gespräche. Wir haben total viel zusammen gelacht und sogar Ausflüge gemeinsam unternommen. Jede einzelne Person, egal

ob die Kinder, Mitarbeiter oder Nurses, alle sind mir so unfassbar ans Herz gewachsen. Gerade in der intensiven Lockdownphase, als ich selbst in Quarantäne musste und nicht auf Arbeit gehen durfte, da zwei Kinder in meiner Klasse positiv getestet wurden, spürte ich, was ich für eine unglaubliche Bindung zu den Kindern aufgebaut hatte, denn das Wiedersehen war tränenreich. Die Tage waren nicht leicht für mich: zu wissen man wird eigentlich dringend gebraucht, einem geht es gesundheitlich einwandfrei und trotzdem durfte man nicht auf Arbeit. Spielen, Massagen, Gespräche, Windeln wechseln, aus dem Rollstuhl heben, all das waren **Aufgaben**, die ich zu erledigen hatte. Jeden Tag gab es ein anderes Programm, ob Lichtershow, Physiotherapie, interaktive Musikstunden oder einen kleinen Ausflug in den Garten. All das durfte ich in den vergangenen Monaten miterleben. Etwas herausfordernd war für mich „Succion“,. „Succion“ ist das Absaugen der Flüssigkeiten aus Rachen und Luftröhre der Kinder, die beatmet werden müssen. Ich war froh, dass ich das nie allein machen musste. An dem Gesichtsausdruck der Kinder konnte man erkennen, dass dieser Vorgang für sie nicht gerade angenehm war. Sollte ich mal wirklich gar nichts zu tun gehabt haben, was, wenn dann nur in der Mittagspause der Fall gewesen ist, dann wartete auf mich die Wäsche, die ich gemeinsam mit einem „National Girl“ machte. Auch hier ist eine richtige Freundschaft entstanden.

Untergebracht war ich in einer zweigeschössigen WG, die direkt am Krankenhaus lag. Ein wirklich großer Pluspunkt! Kein langes Bahn- oder Busfahren und man musste auch nicht allzu früh aufstehen. Die große Wohnung mit Balkon, Terrasse, Küche mit unglaublichem Ausblick teilte ich mir mit vier Volontären, die auf anderen Stationen im Krankenhaus arbeiteten. Zu Beginn meiner Volontärszeit haben wir uns immer zum Highlight des Arbeitstages, dem Mittagessen getroffen. Meistens saßen wir draußen und genossen die Sonne und den wunderschönen Ausblick auf En Kerem. Das Essen hier war echt sehr lecker und variierte von Tag zu Tag. Mit der Zeit hat sich das WG Leben allerdings etwas verkompliziert. Die verschiedenen Vorstellungen von einem Miteinander-Leben haben sich sehr unterschieden, man hat sich immer besser kennengelernt und gemerkt, dass man oft eine andere Sichtweise auf bestimmte Dinge hatte. Zumal arbeiteten meine Mitbewohner so gut wie täglich bis in den späten Abend hinein, sodass man sich oft nur noch für ein kurzes „Hallo“ und „Gute Nacht“ gesehen hatte. Es war nicht immer einfach für mich, aber auch hier wirkte Gott ungemein. Mit meiner Zimmermitbewohnerin ist eine enge Freundschaft entstanden, wir haben viel über den Glauben philosophiert und gemeinsam Bibel gelesen. Zudem wohnte keine 3km entfernt meine Reisegruppe, fünf Mitvolontäre und Freunde, die ich mindestens einmal die Woche zum Hauskreis gesehen habe. Jede Woche war es eine unfassbar intensive und wichtige Zeit für mich. Ich konnte nach einer anstrengenden Woche so gut auftanken und in Gottes Gegenwart eintreten.

Blicke ich auf all die **Erlebnisse** und **Erfahrungen** hier in diesem facettenreichen Land zurück, kann ich wirklich nur staunen. Meine Erwartungen und Wünsche für dieses Jahr wurden gänzlich übertroffen. Nach dem anfänglichen Hin und Her und der Ungewissheit, ob man nun ins Land einreisen durfte oder nicht hat einen ganz schön aus der Bahn geworfen. Doch trotz der Pandemie, die einem anfänglich ziemlich in die Karten gespielt hat, denn oft konnten wir nicht viel mehr unternehmen, als auf Arbeit zu gehen und sich dann die andere Hälfte des Tages im Zimmer/Balkon zu beschäftigen, ist es unfassbar, was man in dieser Zeit entdecken, erleben und erfahren durfte. Gerade auch Bezug nehmend auf das **jüdische Leben** in Israel. Auf der einen Seite gab es Jerusalem, hier herrschte die bloße Religiosität. An Shabbat fahren keine Busse und Bahnen, die Autos wurden größtenteils stehen gelassen. Vereinzelt konnte man jüdische Familien beobachten, die einen Spaziergang durch die leeren Straßen unternahmen. Ich genoss diese besondere Atmosphäre. Auf der anderen Seite hatte man Tel Aviv und Haifa. Cafés und Restaurants hatten offen, Busse und Bahnen fuhren. Wie sagt man so schön, es steppte der Bär, auch hier am Shabbat. Man nutzte die Gelegenheit ins Gespräch zu kommen, oder soll ich lieber sagen, die Israelis nutzten es aus? Als einzige „Touristen“, was der Corona-Pandemie geschuldet war, war man natürlich besonders spannend. Ich genoss es total mit Einheimischen ins Gespräch zu kommen, uns über die Arbeit beziehungsweise unsere Absichten hier in diesem Land

auszutauschen. Ein jeder hatte ein offenes Ohr und war jedes Mal unfassbar interessiert an einem. Eigentlich war man wildfremd und trotzdem unterhielt man sich auf einer extrem persönlichen Basis, sodass es oft dazu kam, dass man zum Shabbatessen eingeladen wurde, zum nächsten jüdischen Fest oder aber auch einem ein Schlafplatz für den nächsten Ausflug zur Verfügung gestellt wurde. Gut eine Ausnahme gab es, dadurch dass ich in Jerusalem lebte, habe ich natürlich auch einige Erfahrungen mit Ultra- Orthodoxen machen können. Leider kam es seltenst zu einem Gespräch. Für mich wirkten sie sehr verschlossen und in sich gekehrt, sie lebten wie in ihrer eigenen Blase.

Wenn ich darüber nachdenke, wo ich in dieser Zeit alles **Brücken bauen** durfte, kommen in mir schon wieder extreme Glücksgefühle auf. Ich muss ja dazu sagen, dass ich ursprünglich mit Holocaustüberlebenden gearbeitet hätte, dann hätte ich höchstwahrscheinlich von ganz anderen Brücken erzählen können. Ich habe mir vor allem zur Aufgabe gemacht, Brücken zwischen den verschiedenen Sprachen zu bauen, denn ich denke, dass war für keinen von uns leicht. Auf Arbeit wurde arabisch, hebräisch, englisch, russisch,...gesprochen und das konnte einen ganz schön verwirren. Ich habe gemerkt, wie durch meine Interesse vor allem dem Arabischen gegenüber, auf der anderen Seite das Interesse für Deutsch entstand und so haben wir uns gegenseitig Tag für Tag einzelne Wörter und manchmal auch Sätze beigebracht. Zudem war es für mich wichtig nicht nur Brücken zum jüdischen Volk, sondern auch zu den arabischen Muslimen eine Bindung aufzubauen, denn ich arbeitete überwiegend mit Araberinnen zusammen. Unfassbar wertvoll waren für mich Momente, wie wenn ich sage konnte, ich bete für deinen Sohn, da es ihm nicht gut ging, und ich ein weinendes „Shukran“ (Danke) als Antwort bekam oder man ganz spontane Umarmungen verteilte und man den Satz „ich liebe dich“, als Reaktion bekam. Es waren die kleinen Dinge, die einen unheimlich berührt und zum Nachdenken angeregt haben.

Was ich jedem nur **ans Herz legen** kann: reist und zwar am besten in jede kleinste Ecke Israels. Ihr werdet nicht enttäuscht, das kann ich versichern. Israel ist so klein und doch so facettenreich. Setzt euch in den nächsten Bus, der nebenbei gesagt im Vergleich zu Deutschland wirklich preiswert ist, schlägt eure Zelte auf und genießt die pure Schönheit Israels. Ihr werdet überrascht sein, wie grün Israel sein kann, wie viel Quellen im Land vor sich hin sprudeln und wie gastfreundlich die Menschen hier sind. Aus diesem Grund: seid offen, geht auf Menschen zu, wenn sie nicht schon vorher auf euch zugekommen sind und kommt ins Gespräch. Wenn ihr Zeit und Lust habt, nehmt einen **Sprachkurs** in Angriff. Ich bin mir ganz sicher, dass sich dadurch bei euch die Sprachbarriere, die man anfänglich hat, Schritt für Schritt lösen wird. Zudem erlebt man Land und Leute noch einmal auf einer ganz anderen Basis. Sucht euch Anschluss bei einer Gemeinde, bei der ihr so richtig auftanken könnt, sucht die Gegenwart Gottes in jeder freien Minute, denn er ist da und wirkt auch heute noch in so vielen Situationen. Es ist ein unfassbares Privileg im Heiligen Land dienen zu dürfen, macht euch das bewusst.

Ich selbst habe gemerkt, wie ich jeden einzelnen Tag über mich **hinausgewachsen** bin und neu dazulernen durfte. Wie offen ich in vielen Dingen geworden bin und was ich für eine unbeschreibliche Liebe gegenüber diesem Land entwickelt habe. Ich habe gelernt Gott in jeder Sekunde zu vertrauen und ihm alles abzugeben, was mich im Moment beschäftigt. Da denke ich gerade an die Kriegssituation, die wir hautnah miterlebt haben. Nach dem Raketenangriff auf Jerusalem bin ich ziemlich aufgeschmissen und durcheinander von meinen Freunden nach Hause gelaufen, habe mir mein Andachtsbuch geschnappt und die Andacht für diesen Tag aufgeschlagen. Die Überschrift für diesen Tag lautete: „Du hast alles unter Kontrolle“. Ich bin Gott so unglaublich dankbar für seine spürbare Nähe und tägliche Führung an jedem einzelnen Tag.

Überaus dankbar bin ich aber auch für die **geniale Unterstützung** von Susanne und Lukas Badum, unseren Ansprechpartnern für unsere Zeit hier in Israel. Egal welches Problem, egal welche Situation, sie waren immer da und halfen einem, wo sie nur konnten. Sie planten unvergessliche Seminare für uns. Susanne nahm sich Zeit für persönliche Gespräche, half einem Entscheidungen für die Zukunft zu

fällen und ermutigte einem, wenn es einem mal nicht so gut ging. Auch das uns ermöglicht wurde die Westbank zu besuchen, schätze ich sehr, denn der Ausflug war für mich sehr prägend und interessant und man hatte einen Einblick in eine ganz andere, neue Welt. Mit Dienste in Israel hatte ich eine wirklich großartige Organisation an meiner Seite, ich fühlte mich aufgehoben und wie in einer **großen Familie**, die zusammenhält und sich gegenseitig ermutigt und unterstützt.